

Leseprobe aus:

**Andreas Altmann**

# Reise durch einen einsamen Kontinent



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

## VORWORT

Die erste Seite soll warnen. Vor einer Wut und vor einem Fehlkauf. Damit keiner auf die seltsame Idee kommt, er hält einen Reiseführer in Händen. Um seine Ferien zu planen. Kein Hotelbett wird getestet, keine Klobrille inspiziert, kein Wort fällt über den Machu Picchu, kein Museum und kein Heiligtum kommen vor, keine Beschreibung »farbenfroher Märkte« soll einschläfern. Nie und nimmer Folklore. Bücher darüber gibt es bereits, eisenbahnwaggonweise, als Eintopf, eher fad.

Ich will es anders versuchen. Ich reise durch den Kontinent wie einer aus dem 21. Jahrhundert. Wo immer ich bin, bin ich vor Ort, bin da. Und bin gleichzeitig vernetzt. Ich höre eine Radionachricht, ich lese die Zeitung, irgendwo flimmert ein Fernseher, E-mails warten. Sie alle lösen Querverbindungen aus, Hintergedanken, bringen den Fleck, an dem ich mich gerade aufhalte, in Verbindung mit der Welt. Jeder Moment zeigt mir, dem Fremden, wie sehr ich mich von den anderen unterscheide. Und wie sehr wir uns ähneln.

Die seltsamsten Namen tauchen in dem Buch auf: der heilige Franziskus, Brad Pitt, Gandhi, Rafael Alberti, Angela Merkel, Prinz Charles, Michael Jackson, Josef Mengele, Pamela Anderson, Saint-Exupéry, Robert Redford, Eric Clapton und Paul Schäfer, der Mann mit dem Glasauge. Ein paar Namen von vielen. Keiner von ihnen ist Südamerikaner. Und dennoch haben sie mit dem Kontinent zu tun. Auf direkte, auf indirekte, auf verschlungene Weise.

Das gräuliche Wort *global* klingt auf einmal klug. Der Reisen-

de ist ein Globus. Er ist in Kolumbien, und im selben Augenblick trägt er in seinem Kopf die Welt mit sich herum. Das »naive« Reisen ist vorbei, vorbei seit der Erfindung der modernen Reportage, modern im Sinne von überall lesbar, hörbar, sichtbar. Herodot war auch Reporter, aber erst 2400 Jahre nach seinem Tod gelangten seine Aufzeichnungen über den Atlantik hierher. Heute muss der Reisende und Gejagte rasender Zeiten froh sein, wenn er sein Bett erreicht, ohne von einem gerade stattgefundenen Massaker erfahren zu haben. Am anderen Ende des Planeten.

Deshalb der Warnruf. Es wird nicht beschaulich, es wird anstrengend. Wie das Leben zurzeit, wie die Welt. Ich will reisen (und schreiben) wie einer, der sich auf Zumutungen einstellt. Wie einer, der ein Land nicht als Solarium begreift, sondern als Territorium, dessen Einwohner ihm etwas beibringen. Über sich, über ihn, über den Stand der Dinge. Alles, was passierte, alle Seitenblicke, Szenen, Aufregungen, Annäherungen, Nervenproben und Innigkeiten, löste in mir etwas aus. Eine Freude, einen Zorn, einen Fluchtgedanken, eine Gegenmaßnahme, ein Verlangen nach mehr, ein hartnäckiges Staunen. Jeder Mann, jede Frau, die mir über den Weg liefen, machten mein Leben reicher. Von keinem bin ich weggegangen ohne das Gefühl, beschenkt worden zu sein. Und wäre es mit einem Blick auf seine Wunden, sein schwärendes Herz. Oder seine Begeisterung, seine Sehnsucht nach Leben.

Gabriel García Márquez sagte einmal: »Für die Europäer ist Südamerika ein Mann mit Schnauzbar, Gitarre und Revolver. Sie verstehen uns nicht.« Natürlich verstehen wir sie nicht, aber dennoch begreift der aufmerksame Besucher, dass der Erdteil so viel mehr bietet als drei trostlose Klischees. Er bietet so ziemlich alles.

## NACH SÜDAMERIKA

Die Reise beginnt mit einem Knall. Ich sitze in einem Café des Pariser Flughafens und ein Polizist stürmt herein, ruft streng: »Dehors!«, raus! Fluchtartig verlassen wir den Ort. Minuten später fliegt ein Koffer in die Luft, der verdächtig lang allein herumstand. Gesprengt von Spezialeinheiten. Augenblicke danach kommt der Besitzer gerannt, die Explosion hatte ihn von der Toilette geholt. Da er sich laut beschwert, können alle mithören. Trotz des offensichtlichen Pechs ist das eine lustige Geschichte. Ein Mann rennt von einer Kloschüssel auf seinen zerfetzten Koffer zu.

Ein Knall auf dem Weg nach Kolumbien, irgendwie klingt das stimmig.

Flug mit Air France. Das Übliche, enge Sitze, wenig Luft, Videoconsole. Fliegen ist grausam, nur abstürzen ist grausamer.

Mein Nebenmann liest, ich störe und frage nach seinem Buch. Er zeigt lächelnd auf den Titel: *Von der Kunst, Fehler zu machen*. Wir reden. Der Mensch ist Dozent, Geisteswissenschaftler an einer deutschen Universität. Nach den ersten zehn Worten schließe ich die Augen. So wärmend ist seine Stimme, so entwaffnend. Als er erfährt, dass ich in Paris wohne, erzählt er eine Geschichte, die man sogleich glauben will: Aus beruflichen Gründen musste Thomas M. einst in die französische Hauptstadt. An einer Kreuzung spricht er eine Frau an, lädt sie zum Abendessen

ein. Sie lehnt das Angebot ab. An der nächsten Ampel wiederholt er seine Einladung, jetzt sagt sie zu. Zwei Stunden später suchen sie nach einem Hotelzimmer.

Das ist keine Bettgeschichte, das ist eine Liebesgeschichte. Seit drei Jahren. Ich kann mir vorstellen, warum Viviane nachgab. Zwischen den beiden Häuserecken spulte sie mehrmals die Stimme des Fremden ab. Und ließ sich wärmen und einlullen. Andere brauchen Geld, einen strahlenden Körper, Macht. Nicht Herr M., er braucht nur den Mund aufzumachen, und eine schöne Frau hängt sich bei ihm ein.

Zwischenstopp in Atlanta. Der Passbeamte fragt: »Beabsichtigen Sie, sich an kriminellen oder unsittlichen Handlungen zu beteiligen?« Ich liebe solche Fragen, denn nie würde man sie glauben, begegnete man ihnen nicht persönlich. Idiotismus kann erheitern, ich antworte: »Not today«, und darf passieren.

## KOLUMBIEN

Nachts im Hotelbett in Bogotá, ein Bett, an das man nur durch eine Stahltür herankommt, lese ich noch die Zeitung. *El Tiempo* berichtet, dass die kolumbianische Hauptstadt das Jahr mit fünf Prozent Zuwachs abschließt. Fünf Prozent mehr Mord und Totschlag. Auf der nächsten Seite steht ein Bericht über eine 82-Jährige, die ab sechs Uhr morgens durch ihr Stadtviertel zieht und armen Schluckern etwas zum Essen bringt, tagaus, jahrein. Ich werde irgendwann begreifen, dass die beiden Meldungen viel von diesem Land berichten, ja sein Herz beschreiben: das voll mörderischen Zorns ist und grausam und kalt

sein kann. Und so verwirrend oft großzügig ist, mitfühlend, fürsorglich.

Vor dem Einschlafen werfe ich noch einen Blick in das Zimmer, sauber, einfach, ein Bett, ein Stuhl. Ich frage mich, warum ich mir das antue. Ich vermute, dass ich meine Reflexe überprüfen will. Jenen Reflex vor allem, mit wenig leben zu können. Oder ob ich schon einknicke und nach Komfort Ausschau halte, nun endlich ein Wohlfühl-Kasper geworden bin, den keine andere Leidenschaft mehr treibt, als sich ununterbrochen wohlzufühlen.

Beim Frühstück treffe ich Seymour aus Wisconsin, ein Autoschlosser, der sein Leben zwischen Werkstatt und Welt aufgeteilt hat. Irgendwo dazwischen hat er noch Platz für seine Frau. Dennoch ließ er sein Mobiltelefon zu Hause, sagt: »Es gibt ein Menschenrecht auf Allein-sein-Dürfen.« Lange Zeit hat der 52-Jährige mit sich gekämpft, bevor er hierher kam, ließ sich immer wieder einschüchtern von den Gräuelperichten der Presse. Gerade hat seine Regierung vor Reisen durch Kolumbien gewarnt. Diesen Aufruf quittiert der Mechaniker mit dem Satz: »Ich bin froh, dass ich nicht mehr hinhöre. Wir sterben nicht an den Gefahren, wir sterben an unserer Angst vor diesen Gefahren.« Ich stecke die Mailadresse des Handwerkers ein. Brauche ich einen klugen Gedanken, werde ich mich melden.

Ich wohne in der Nähe von La Candelaria, dem ältesten Teil der Stadt, er erinnert noch am ehesten an ihre koloniale, 450 Jahre alte Vergangenheit. Weiter nördlich liegen das Geld, das Businesszentrum, die noblen Unterkünfte. Im Süden wuchern die berüchtigten *barrios*, die Verhaue der Armen und Sprachlosen. In den letzten 50 Jahren hat sich die Bevölkerung verzwanzigfacht. Acht Millionen sollen es heute sein.

Ich gehe in die Kirche von San Francisco, er ist mein Superheiliger, die Grenzenlosigkeit seiner Liebe habe ich noch immer nicht verstanden. Ein Priester spricht gerade, man hört sofort hin. Kein fetter Pfaffenton, dafür frisch, genervt, aggressiv, die ersten Worte: »Vivimos en tiempos terribles«, wir leben in schrecklichen Zeiten. Er meint es ganz irdisch, ganz kolumbianisch. Die Gewalt ist seit 200 Jahren das Leitmotiv dieses Landes. Durch das dunkle Schiff spazieren Sicherheitsbeamte, ihre Schlagstöcke werfen Schatten an die Wände, viele Kerzen leuchten.

Eine Frau rückt neben mich. Sie ist stämmig, vielleicht 45. Kurz zuvor, sagt sie, habe sie in einem Heftchen mit Gebeten gelesen, inständig die Mutter Gottes angefleht, doch endlich »Kolumbien von den Terroristen zu säubern«. Wir flüstern, sie will wissen, wie ich dazu stehe. Ich frage Señora Flor, warum nach so vielen Gebeten »zur Jungfrau aller Jungfrauen« die Terroristen noch immer wüten. Darauf die erstaunliche Antwort: »Weil wir nicht stark genug an sie glauben.« Sie, Bianca Flor, glaube: »Hackt mir heute jemand das linke Bein ab, dann wird mir die heilige Maria morgen ein neues nachwachsen lassen.« Für Augenblicke will man einen Menschen beneiden, dem ein so siegessicherer Wahn durchs Leben hilft.

Vor dem Tor zur Kirche sitzt eine Bettlerin, ihr fehlen ein Arm und ein Bein. Sie sitzt seit 13 Jahren hier, erzählt sie, und noch immer wartet sie auf zwei neue Gliedmaßen. 200 Schritte weiter liegt der Parque Santander, Eisverkäufer, Zeitungsjungen, einsame Gitarristen, sorglose Faulpelze und Taschendiebe ziehen herum. Ich sehe eine Frau auf einer der Bänke sitzen, neben ihr liegt ein Schild, das darüber informiert, dass sie aus der Hand lesen kann, Tarotkarten legen und für jede »limpieza de negocios« zuständig ist, jegliches Geschäft in Ordnung bringt,

sei es privater oder beruflicher Natur. Ich setze mich daneben, für 5000 Pesos (zwei Euro) verspricht Alicia, mein Leben aufzuräumen und nebenbei noch die Zukunft zu verkünden.

Zufällig fällt ihr Pappkarton um, die Rückseite ist ebenfalls beschrieben. Da steht, dass die Wahrsagerin die Quecksilber-Produzenten von Chile anklagt, denn Winde hätten das Gift nach Argentinien getragen, und ihre Tochter sei daran gestorben. Alicia zeigt mir ihren Pass, sie wurde 1948 in Buenos Aires geboren. Später habe sie in Harvard Wirtschaft studiert und einen Norweger geheiratet. Mir wird umgehend klar, dass Alicias Geschichten mehr Aufregungen versprechen als ihre Visionen über meine Zukunft.

Nun, inzwischen wäre der Gatte wieder nach Oslo zurückgekehrt, sie habe kein Geld, um ihn anzurufen, und er wisse nicht, wo sie zu erreichen sei. Allerdings besitze sie einen *letra de valor* von ihm, einen Wertbrief über »1 000 000 US-Dollar«, den er vom Pentagon bekommen hat. Für »Spezialdienste«. Leider geheim! Alicia zieht ein Stück festes Papier aus der Tasche, ganz ähnlich einer Dollarnote. Eine Million steht drauf und ein paar Bibelsprüche, darunter der Hinweis, dass all jene in der Hölle landen, die nicht umkehren. Alicia zeigt auf das Wasserzeichen, alles echt. Das Problem: Sie kann den Scheck nicht versilbern, keine hiesige Bank akzeptiert den Schein.

Jetzt komme ich ins Spiel, ich solle darüber nachdenken, ob ich nicht jemanden in einem US-Geldinstitut kenne, der den Wertbrief einlöst. Alicia würde mir dann eine Vollmacht ausstellen, mit der ich kurz nach Washington düse, die Bündel in den Koffer schichte und den Packen hier in Bogotá abliefern. Die 15 Prozent Kommission für meine Kuriertätigkeit könne ich gleich behalten.

Stunden später gehen wir auseinander. Nicht eine Minute will

ich bereuen, habe ich doch bei der Verrückten etwas gelernt: Je versessener ich ihre Widersprüche und Abwegigkeiten hinterfragte, umso versessener delirierte sie. Nie würde ich sie eines Widerspruchs überführen. Denn sie verfügt über der ganzen Menschheit Erfindungsgabe, während ich mit nichts anderem als der kümmerlichen Wirklichkeit antrete.

Ach ja, als wir uns zum Abschied die Hände reichten, trug Alicia mir die Freundschaft an, »pero propia, sin sexo«, aber sauber, ohne Sex. Ich schaute in die Augen der bald 60-Jährigen, die leicht wasserfüßig und heiter in der Sonne saß. Warme Augen, ohne Arg.

Auf dem Weg zu einer Bank fallen mir wieder die vielen Männer in Zweireihern auf, der gute Schnitt, der elegante Umgang ihrer Körper mit dem Stoff. Die Welt der Machos, wie erfreulich sie sein kann. Hier haben sie noch Regeln, hier gibt es noch eine Kleiderordnung. Sie trägt definitiv zur Verschönerung einer Stadt bei.

Als ich das Wechselbüro betrete, hält gerade ein gepanzerter Transportwagen, der Fahrer bleibt am Steuer, der Zweite bezieht mit Pumpgun zwischen Panzer und Gebäude Stellung, der Dritte huscht hinein und kehrt mit gezogener Pistole und dem ihm anvertrauten Geldsack zurück auf die Straße. Dann klettern beide Männer – mit dem Rücken zuerst und nie die Umgebung aus den Augen lassend – zurück in den Fond. Die zwei wissen, dass ihre Bewegungen gut aussehen, auch schmücken die kugelsicheren Westen. Ihr Beruf vermittelt tatsächlich das Gefühl, am Leben zu sein. Weil stündlich gefährdet. Ein leichtes Grinsen auf ihren Gesichtern scheint der Beweis dafür, dass sie das Drama genießen. Mit quietschenden Reifen ziehen sie ab.

Zehn Meter weiter, mitten unter den Bankmenschen, scheint niemand in Gefahr. Papier raschelt, der Fotokopierer summt, Aktenordner werden bewegt, neun todfade Fragen muss ich beantworten, endlich kommt das Geld. Man kann an Sicherheit krepieren. Ein eher leiser Tod geht hier um, mit ihm kann man alt werden.

Ich mache mich auf den Weg zur *Biblioteca Nacional*. Wie immer auf Reisen muss zwischendurch ein Ort her, an dem Stille herrscht. Zum Schreiben. Bogotá ist ein Kessel, angefeuert von Autofahrern, die irgendwann vergessen haben, die Hupe loszulassen. Ich wandere an Männern vorbei, die ihre Handys in die Luft strecken (ambulante Telefone). Und an Mädchen vorbei, die Zettel reichen (Adressen zum nächsten Hinterhofpuff). Plötzlich fällt mir ein Interview mit Salman Rushdie ein. Er sprach über seine Zeit als Flüchtling vor der Fatwa Komeinis, als er – geschützt von Agenten des Scotland Yard – von einem Versteck ins andere huschte. In diesen Jahren habe er gelernt, »überall zu schreiben«. Das ist eine Kunst.

Ein intensiver Papierkrieg muss sein, auch hier, um die Nationalbibliothek betreten zu dürfen. Sogar die Seriennummer des Mac wird notiert. Dann durch den Metall-Detektor. Als erfreuliche Überraschung steht in der Eingangshalle eine Ausstellung über das Leben des berühmtesten Schriftstellers des Landes, den die Kolumbianer zärtlich »jefe« nennen, Chef. Zwischen den Fotos, Büchern und Zeitungsartikeln finde ich einen umwerfenden Satz von ihm über das Handwerk des Schreibens: »Ich glaube, die revolutionäre Aufgabe des Schriftstellers ist es . . .« – während man das liest, vermutet man sogleich, eingedenk, dass Gabriel García Márquez ein »linker« Autor, ja ein

Freund von Fidel Castro ist, dass der Satz brav und ideologisch gefestigt weitergeht, etwa: »ist es, die Massen zum Kampf zu mobilisieren« oder »die Erde bewohnbarer zu machen« oder »den Neoliberalismus zur Hölle zu jagen«. Nein, ganz anders, genial trocken heißt die ganze Zeile: »Ich glaube, die revolutionäre Aufgabe des Schriftstellers ist es, gut zu schreiben.« Voll Freude packt man die Klugheit ein und will sie nie mehr vergessen.

In den Lesesaal. An der Rezeption liegt ein Buch aus, reflexartig werfe ich einen Blick hinein. Wobei es zu einem winzigen, phantastischen Zwischenfall kommt: Ich werde höflich, aber bestimmt darauf hingewiesen, dass das Anfeuchten der Fingerspitzen zum Zwecke des Umblätterns untersagt ist. Mit Dankbarkeit nehme ich den Verweis entgegen. Zeitgenossen, die achtsam mit bedrucktem Papier umgehen, verringern die Einsamkeit, sind ab sofort Freunde.

Der Ort des Geistes ist geräumig und fast leer. Jeder von uns drei Anwesenden hat elf Tische für sich. Umstellt von Büchern, die schützen gegen die Anwürfe der Welt. Brüchige Illusion. Nach zwei Stunden hole ich meinen Weltempfänger hervor, über Kopfhörer höre ich ein Gespräch mit einer gewissen Natalia Springer, die ihr neues Buch vorstellt: *Desactivar la guerra*, den Krieg beenden. Natürlich handelt das umfangreichste Kapitel vom Krieg in ihrem Land Kolumbien. Sie erwähnt mehrmals den Begriff »DDR«: D(esmarme), D(esmovilización), R(eintegración), Entwaffnung, Demobilisierung und Wiedereingliederung der Terroristen in die Zivilgesellschaft. Die drei Begriffe als Schlüssel zum Frieden.

Mutige Frau, mutige Kolumbianer. Bedenkt man, dass dieses Volk den Bürgerkrieg erfunden haben könnte, dann scheint die Idee friedlicher Aussichten gewagt. Nach 1817, nach der mit Ton-

nen von Blut errungenen Unabhängigkeit von Spanien, entstanden zwei politische Parteien: die Konservativen und die Liberalen, über die sich noch immer nicht mit Bestimmtheit sagen lässt, wer von beiden mehr Schrecken und Hoffnungslosigkeit über seine Anhänger und Gegner gebracht hat.

Ging das 19. Jahrhundert blutverschmiert zu Ende, so fing das 20. noch blutroter an. Der *Krieg der tausend Tage* nahm seinen Lauf, er endete diesmal mit einem Sieg der Konservativen und dem Tod von etwa 100 000 Menschen. Eineinhalb Generationen später begann eine Periode, die heute in den Geschichtsbüchern schlicht *la violencia*, die Gewalt, genannt wird. Mit 300 000 Leichen, bescheiden geschätzt.

Für alle Untaten gab es konkrete Anlässe, sie allein erklären aber nicht die Impertinenz, mit der sie hier an Mord und Totschlag festhalten. Es scheint, als würden die Väter den Hass an ihre Söhne vererben. Dazu kommt – und kein Fremder entgeht dieser Erfahrung –, dass das kolumbianische Volk über die zügellose Begabung zum Extrem verfügt. In alle Richtungen, hin zum Guten, hin zum Blindwütigen: eben liebesfähig, hassfähig, trunken vor Freude und Trauer, immer getrieben wird von einer irrationalen, so sagen sie selbst, »Begierde zu leben«.

Das physische Auslöschen des Gegners – sei es ein politischer Rivale oder der Liebhaber einer abtrünnigen Geliebten – gilt als Konstante in der Geschichte Kolumbiens. Sie wissen das und schlagen sich an die Brust. Und haben keine Ahnung, wie damit fertig werden.

Es wird noch komplizierter. Mitte der sechziger Jahre entstanden die ersten Guerillagruppen, Rebellen, die sich vornahmen, gegen die rabiaten Ungerechtigkeiten in diesem (stinkreichen) Land zu kämpfen: Die Armut der einen und der schamlose Luxus der wenigen, die gedemütigte Landbevölkerung und je-

ne, die sie demütigen, standen sich gegenüber. Der Kampf um eine »bessere Welt« – bescheidener wollten es die Guerilleros nicht formulieren – nahm seinen Anfang.

20 Jahre später wurde Kolumbien Drogen-Export-Weltmeister und aus tapferen Empörern wurden – heute tödlich miteinander verfeindete – Terroristen: Die FARC (Fuerzas Armadas Revolucionarias de Colombia, etwa 18 000 Mann) und die ELN (Ejército de Liberación Nacional, etwa 4000 Mitglieder), die beiden noch heute aktiven Gruppen, säen den Terror, finanzieren mit dem Handel von Kokain ihren Wahn von einem sozialistischen Kolumbien. War einst der Campesino ihr Lieblingsmensch, so avancierte der Bauer jetzt – jeder Bauer, der sich weigerte, Kokafelder anzubauen oder Unterschlupf zu gewähren – zum bevorzugten Mordopfer.

Noch verwirrender: Der Bettelarme hatte (und hat) nur dann eine Chance, durch einen Genickschuss der Revolutionäre umzukommen, wenn er bis dahin den Nachstellungen der AUC (Autodefensas Unidas de Colombia) entkommen war. Die *paramilitares*, so ihr inoffizieller Name, entstanden als rechte Gegenbewegung zum linken Schrecken, als lose Union von Großgrundbesitzern, Mafiosis, Politikern, hohen Militärs und arbeitslosem Fußvolk, die mit gleichen Mitteln – Drogen, Entführungen, Hinrichtungen, Enthauptungen – nach einem »Colombia mejor« strebten, einem besseren Kolumbien.

Durch das abendliche Bogotá zurück ins Zentrum. Schon beim Fragen nach dem Weg erfährt man die Freundlichkeit seiner Bewohner. Mit welcher Hingabe sie antworten, durchaus besorgt um das Wohl des Fremden. Meist kommt zur Information noch ein Warnruf. Unbedingt bestimmte Ecken meiden! Weil dort garantiert eine Handvoll Kanaillen lauert. Auch das

gehört zur Liebe zum Extrem: Das Dramatisieren des Alltags, der lustvolle Wink auf Unheil und Fährnis.

Ich beschließe, die Greisin zu besuchen, jene, die durch die Straßen von Bogotá zieht und Nahrungsmittel verteilt. Ich rufe bei der Zeitung an, in der jener Artikel über sie erschienen ist, erhalte eine Telefonnummer und spreche Minuten später mit Señora Leonor Botero de Mejía. Claro, sagt eine frische Stimme am anderen Ende, noch heute Nachmittag könne ich vorbeikommen.

Ich bin neugierig auf diese Frau wie auf einen Vertreter einer aussterbenden Rasse. Jene, die sich nicht infizieren ließ von den Orgien der Raffsucht. Die unverbrüchlich daran festhält, dass noch andere Gesetze im Universum kursieren. Leonor ist, wenn der Bericht denn stimmt, jemand, der es lebenslänglich mit der Liebe und dem (möglichen) Verrat an der Liebe aufgenommen hat. Wer will keine Heldin kennenlernen.

Um 15 Uhr sitze ich in ihrem Wohnzimmer, plüschig und randvoll mit Nippes. Sofort fällt die Haltung der alten Dame auf, kerzengerade, tadellos geföhntes Haar, gepflegte Fingernägel, rote Lippenstift-Lippen, die klaren, vifen Augen. Kein Lumpenweib wirtschaftet hier. Sieben Kinder hat sie in die Welt gesetzt, vor langer Zeit starb der so vermisste Mann. Sie hat mehrere Operationen hinter sich, zwei wegen ihrer chronischen Gastritis. Stress plagt sie.

Täglich steht sie kurz nach fünf auf, um sieben verlässt sie das Haus, geht zum Markt, kauft Naturalien, stapelt sie auf einem Handwagen, fährt von Bruchbude zu Bruchbude und verteilt, was nötig ist, um über den Tag zu kommen. Nebenbei spornt sie an, leuchtet mit ihrem Lächeln in jede Baracke, gibt jedem etwas von ihrer Kraft. Kommt sie mittags nach Hause,

schreibt sie hübsch gefaltete Bettelbriefe, die sie einmal pro Monat unter die Türen der Wohlhabenden schiebt. Damit sie die nötigen Scheine rausrücken. Kommen zu wenige (auch in Kolumbien zeigen sich Reiche eher zögerlich beim Loslassen von Eigentum), geht Leonor Altpapier sammeln. Für die Tonne bekommt sie umgerechnet 88 Euro. Gelernt, sagt sie, habe sie die Menschenfreundlichkeit von ihren Eltern. Mitgefühl üben mit jenen, die weniger Glück hatten, war Teil der Erziehung.

Ich frage sie, wie sie an die Liebe Gottes glauben kann, wenn sie ein Leben lang mit ansehen musste, wie die einen stinken vor Geld und die anderen stinken vor Armut. Die 82-Jährige, eher unbeeindruckt: »Die Not und der Kampf sind eine Herausforderung, die bestanden werden müssen, um ins Reich Gottes einzugehen.« Erstaunlicherweise erwähnt sie andere Religionen, Islam, Buddhismus, das Judentum, jede hätte ihre Berechtigung, jede habe etwas Gutes in die Welt gebracht. Man hört überrascht hin, hier redet keine närrische Katholikin vom allein selig machenden Katholizismus, sondern eine Weltbürgerin. Ob sie Angst vorm Tod habe? Das nicht, aber die 90 würde sie gern schaffen. Worauf sie allerdings keinen Einfluss habe, denn »der liebe Gott hat alles schon notiert, jeder hat seine Stunde«.

Als wir uns verabschieden, habe ich natürlich noch immer nicht verstanden, wie dieser Transfer von Energie stattfindet. Wie kommen Leute wie Leonor an diese Liebesfähigkeit heran? Während andere nichts oder dürftig wenig davon abbekommen. Okay, sie hat sich Gott erfunden. Trotzdem, man will sie um diese Erfindung beneiden. Kann doch ein Gottloser dabei etwas lernen: Die mürben Zweifler heben nicht ab, nur die Wisenden. Oder jene eben, die davon überzeugt sind, dass sie wissen. Sie sind nicht zu bremsen.